

*Hans-Werner Goetz: Gott und die Welt. Religiöse Vorstellungen des frühen und hohen Mittelalters, Teil I, Band 1: Das Gottesbild. Orbis Mediaevalis Vorstellungswelten des Mittelalters 13, 1. Berlin: Akademie Verlag 2011. ISBN 978-3-05-005133-8. 338 S. 99,80 Euro.*

Hans-Werner Goetz, einer der international bekanntesten und renommiertesten Mediävisten Deutschlands, legt den ersten Teilband seines auf zwei Bände angelegten Werkes über religiöse Vorstellungen im frühen und hohen Mittelalter vor. Das historiographische Konzept der „Vorstellungsgeschichte“ hat er maßgeblich entwickelt und vertreten. Auch gegenüber der Theologie resp. der Kirchengeschichte beharrt er auf einer spezifischen Herangehensweise gegenüber religionshistorischen Phänomenen. Die Kirchengeschichte sei lange Zeit durch „konfessionelle Scheuklappen“ behindert gewesen.

Bei der Rekonstruktion dessen, was die Menschen des frühen und hohen Mittelalters denn wirklich glaubten, also dessen, was ihre religiösen Vorstellungen prägte, ist, und darauf weist der Vf. ausdrücklich hin, das entscheidende Problem das der Quellenlage: Goetz' Quellentexte stammen zum allergrößten Teil von ausgebildeten Spitzentheologen der Zeit. Einen Zugriff auf etwa den Volksglauben oder religiöse Vorstellungen der ungebildeten Schichten erlauben sie in der Regel nicht. Goetz bleibt, seinem Konzept gemäß, sehr eng an den Quellentexten, die er immer wieder in eingeschalteten Zwischenkapiteln sehr ausführlich zitiert und bespricht. Dies verringert zweifellos das Risiko der durch eigenes Vorverständnis beeinflussten Missinterpretation, wie sie gerade bei Texten aus dem weiten Feld der Religion und des Glaubens weit verbreitet ist. So formuliert Goetz Vorbehalte etwa gegen eine entwicklungsgeschichtliche Arbeitsweise, die die frühmittelalterliche Religion als archaisch begreift. Es gehe der vorstellungsgeschichtlichen Studie um die spezifischen Charak-

terzüge frühmittelalterlicher Religion. Eine „Germanisierung“ des Christentums habe, entgegen älteren Forschungsmeinungen, nicht stattgefunden. Es sei eher von einer synkretistischen Paganisierung des Christentums auszugehen. Der Theologie schreibt er ins Stammbuch, dass sie bei ihrer Beschäftigung mit dem Gottesbild zu oft die historische Perspektive vernachlässige. Ausdrücklich betont Goetz, dass es ihm nicht um Formen der Volksfrömmigkeit oder der kultischen Praxis gehe.

Im ersten Teilband des Bandes 1 soll es um das Gottesbild gehen. Es versteht sich, dass in der vorliegenden Rezension nicht alle Gedanken des dicht geschriebenen Buches vorgestellt werden können. Daher seien lediglich die wichtigsten Ergebnisse schlaglichtartig skizziert. Mittelalterliche Gotteserkenntnis frage nicht: „Was“ oder „wie ist Gott?“. Sie gehe eher den negativen Weg: Was ist Gott nicht?, da sich das vollkommene Sein und Wesen Gottes den Menschen nicht erschließe. Gott als Schöpfer, Lenker und Richter steht im Mittelpunkt des frühmittelalterlichen Gottesbildes. Sein Wirken zeigt sich in vier Aspekten: Strafgerichte und Gottesurteile, Beistand und Hilfe, Prophezeiung und Vorzeichen, Wunder. Die zeitgenössischen Geschichtsschreiber gehen davon aus, dass Gott den Seinen (ihnen!) beisteht. Daraus erwächst ein Bewusstsein der eigenen Gottgefälligkeit. Aber der unbedingte Glaube ist für sie stets Voraussetzung für Gottes Hilfe. Strafgerichte in Form von Gottesurteilen sind quasi „institutionalisiert“; sie stellen das Recht wieder her. So sind etwa die Normanneneinfälle eine Strafe Gottes für die Christen, die nicht seinen Normen gemäß gelebt haben. Gottes Gericht trifft die eigenen wie die fremden Leute und muss stets interpretiert werden, nicht zuletzt, weil Strafgerichte zur Umkehr anleiten sollen. Die Richtertätigkeit Gottes vermischt sich in den zeitgenössischen Vorstellungen mit der Richtertätigkeit Christi im Jüngsten Gericht. Wesen und Wirken, Sein und Wirken sind für Gott identisch. Gott ist unsichtbarer Geist und allwissend.

Menschliche Formen, Handlungsweisen usw. werden ihm nur zugeschrieben, damit Menschen ihn eher zu fassen vermögen. Allegorisch werden auch Christi Körperteile verstanden, der heilige Geist hingegen ist unkörperlich.

Gott ist schlicht unmittelbar und allumfassend. Für Johannes Scotus Eriugena übersteigt Gott jedes Erkenntnisvermögen, und er schuf sich in der Schöpfung sein ähnliches Ebenbild. Für ihn ist Gott nicht das Sein schlechthin, wie für die Neuplatoniker, sondern er steht jenseits allen Seins. Im 10. und 11. Jahrhundert nimmt die Beschäftigung mit Gottes Wesen scheinbar ab, doch es lassen sich nach wie vor viele Texte dazu finden. Ewigkeit, Unwandelbarkeit und Omnipräsenz werden Gott zugeschrieben. Gott ist „unräumig“ (inlocalis). Er kann das Böse nicht tun, weil er es nicht will, ja, nicht einmal wollen könne, schreibt Petrus Damiani im 11. Jahrhundert. Das Böse stehe vermischt zwischen Sein und Nichtsein. Anselm von Canterbury sieht in der Schuld des Menschen und des Teufels die Ursache des Bösen. Im 12. Jahrhundert beginnt mit Abaelard und anderen die Zeit der logisch-rationalen Diskussionen.

Das Trinitätsproblem beschäftigte die Menschen intensiv. Das Verhältnis der drei göttlichen Personen zur Einheit Gottes erscheint als „erklärungsbedürftig“; sichtbar etwa an der Rolle des Arianismus. Die beständige Wiederholung der Dreiheit in Einheit zeige, dass dies das schwierigste theologische Problem des Mittelalters gewesen sei. Bei Gregor von Tours spielt der Kampf gegen den Arianismus noch eine große Rolle. Auch im späten 8. Jahrhundert wird das noch einmal zum Thema der Hoftheologen Karls des Großen. In diesen Zusammenhang gehört auch der filioque-Streit. Einzelne Autoren in der Frühscholastik verteilen nun die göttlichen Eigenschaften Macht, Weisheit und Güte auf die drei göttlichen Personen, was zu einem Problem führt. Otto von Freising wird als Vertreter dieser neuen Sichtweise beschrieben. Dogmatische Streitigkeiten zwischen Bernhard von Clairvaux, Peter Abaelard

und Gilbert von Poitiers gehören auch in diesen Zusammenhang. Abaelard sei jedoch nur auf Grund von Missverständnissen der Häresie bezichtigt worden.

Im Anschluss an Gottesbeweise, vor allem die des Anselm von Canterbury, befasst Goetz sich mit der Christologie. Es gibt eine Vielzahl mittelalterlicher Christusbilder. Die Identität Gottes mit Christus ist für die Zeitgenossen offenbar ein wichtiges Thema. Auferstehung und die Himmelfahrt treten nach Goetz in der früh- und hochmittelalterlichen Theologie gegenüber Inkarnation und Geburt Christi deutlich in den Hintergrund. Christus sei schon im Früh- und Hochmittelalter als Erlöser und Teil des göttlichen Heilsplans begriffen worden: Gott musste Mensch werden, um die Menschen zu erlösen. Vor allem gegenüber den Juden habe es eine Art Rechtfertigungsdruck gegeben, den Glauben an Christus zu erklären. Zum Spätmittelalter hin werde Christus vom leidenden Erlöser mehr und mehr zum strengen Richter im Jüngsten Gericht, gibt Goetz im Anschluss an einen Aufsatz von Reinhard Schwarz an. Als Fallbeispiel dienen hier die volkssprachlichen Evangeliendichtungen des 9. Jahrhunderts, der Heliand und Otfried von Weissenburg, in denen sich, älteren Ansichten zum Trotz, nichts „germanisches“ oder gar „deutsches“ findet. Volksreligiöses ist darin nicht zu entdecken, sondern religiöse Unterweisung durch hoch gebildete Theologen. Es gibt dort keine systematische Lehre, aber die Benennung der wesentlichen Elemente. Herrschaft, Gericht und Erlösung werden als Werk Christi vorgestellt, dessen Göttlichkeit betont wird. Weitere volkssprachliche Texte ergeben neue Aufschlüsse, etwa über die Eucharistie.

Anschließend wendet sich Goetz den Vorstellungen vom Heiligen Geist zu. Es werde immer wieder angegeben, dass die Verehrung des Heiligen Geistes erst im Spätmittelalter eingesetzt habe. Dies ist nach Goetz nicht richtig. Die Untrennbarkeit wird schon im Frühmittelalter betont, etwa bei Isidor von Sevilla. Die Stellung innerhalb

der Trinität wird bis zum 12. Jahrhundert weiter differenziert, so etwa bei Honorius Augustodunensis. Wichtig ist dabei der das ganze Mittelalter durchziehende filioque-Streit mit der griechisch-orthodoxen Kirche, der die westlichen Theologen, zum Beispiel im Konzil von Worms 868, entgegensetzen, dass der Heilige Geist auch aus dem Sohn hervorgeht. Dabei spielt die Taube als Symbolfigur eine große Rolle. Der Heilige Geist wirkt auch in der Geschichte, etwa bei dem Chronisten Ekkehard von Aura, und er verleiht die sieben Gottesgaben: Weisheit, Verstand, Rat, Tapferkeit, Wissen, Frömmigkeit und Gottesfurcht.

Im nächsten Schritt wendet sich Goetz bildlichen Darstellungen Gottes zu. Das ursprüngliche Abbildungsverbot Gottes wurde umgangen durch Symbole wie das Lamm. Doch schon seit dem Frühmittelalter finden sich Gottesdarstellungen, „unvorstellbar“ habe nicht „undarstellbar“ bedeutet. Es kam zu dem bekannten Disput mit Byzanz über die Bilderverehrung, die im Westen keine Tradition hatte. Gottesbilder waren aber gleichwohl nicht unüblich. Wichtige Bildmotive und inhaltliche Schwerpunkte werden vorgestellt, kunstgeschichtliche Interpretationen jedoch unterlassen. Christusdarstellungen seien viel häufiger als Gottesbilder. Es sei an dieser Stelle bemerkt, dass der typische und weit verbreitete Segensgestus Christi mit den beiden ausgestreckten Fingern von Goetz als Geste der Ermahnung angesprochen wird, was nicht zu überzeugen vermag.

Seine Zusammenfassung gliedert Goetz in vier Schritte. Im ersten nennt er zehn Kernpunkte des Gottesbildes. Dieses sei in der theologischen Dogmatik der Zeit kaum geschlossen ausgebildet, gleichwohl aus vielen Einzelvorstellungen aber erkennbar. Goetz schaltet eine kurze Betrachtung Gottes in religionswissenschaftlicher Sicht ein und führt aus, die Geschichtswissenschaft könne die christliche Vorstellung eines einzig wahren und somit unabänderlichen Glaubens widerlegen, ohne den konkreten Zusammenhang zu nennen. Die

zehn Punkte seien: 1. Gott ist das Zentrum des Glaubens, aber er dominiert nicht das gesamte theologische Schrifttum. 2. Eine Diskussion des Gottesbildes sei vor allem gegenüber „außen“ geführt worden: gegen die Juden und die Heiden. 3. Schwierig seien alle Versuche gewesen und geblieben, „Gott“ zu definieren. 4. Die Erklärung und die Vermittlung der Trinität des einen Gottes blieb ein Problem. 5. Zentrale Inhalte des Gottesbildes: Die Lehre vom Wirken als Schöpfer, Lenker und Richter einerseits und vom Wesen andererseits. Im Frühmittelalter gab es keine „atheistischen“ Zweifel. 6. Es gibt zwar keine geschlossenen Traktate über die Göttlichkeit, aber die vorhandenen Äußerungen sind oft aufeinander bezogen und auf Kohärenz bedacht. 7. Früh- und hochmittelalterliche Gottesvorstellungen haben sich als sehr stabil erwiesen, es liegen wenig Hinweise auf Differenzierungen vor. 8. Aber es gibt immer wieder individuelle Herangehensweisen an die mit der Göttlichkeit verbundenen Fragen. Große Differenzen seien nicht auszumachen, selbst Kontrahenten wie Abaelard und Bernhard von Clairvaux hätten nahe beieinander gelegen in ihren Vorstellungen. 9. Im Frühmittelalter wird – vereinfacht gesprochen – großen Wert auf das Sammeln von Texten gelegt, im Hochmittelalter stärker systematisiert. 10. Die Gottesvorstellungen wurden auf Basis der Patristik bereits im Frühmittelalter entwickelt und vermittelt. Diese Epoche werde von der Forschung jedoch vernachlässigt. Im Hochmittelalter habe sich das Gottesbild gewandelt: Vom Kriegergott zum „lieben Gott“, wie der französische Historiker Jacques Le Goff polemisiert habe? Le Goffs Betonung der Naivität mittelalterlichen Glaubens sei nach Goetz jedoch als wertend aufzufassen. Dies werde dem Verständnis aus der Zeit heraus nicht gerecht. Die Komplexität, aber auch die in sich stimmigen Gottesbilder würden so unterbewertet. Es gebe keinen Übergang vom „alttestamentlichen“, strafenden Gott zum gnädigen Gott, wie die Untersuchung gezeigt habe. Liebe zu Gott und Gottesfurcht seien nicht

als Gegensatz verstanden worden. Der von der bisherigen Forschung stets betonte frühmittelalterliche „Kriegergott“ sei in dieser Eindeutigkeit nicht zu beobachten. Die bisherigen Betrachtungen des Wandels des Gottesbildes vom Frühmittelalter zum Hochmittelalter griffen zu kurz und seien zu einseitig.

Ob das Gottesbild des Mittelalters ein Ausdruck spezifisch mittelalterlicher Mentalität sei, wird im vierten Teil der Zusammenfassung behandelt. Polytheistische Relikte der Trinität etwa wurden von frühmittelalterlichen Autoren bekämpft. Die Gottesherrschaft als Analogon zur Feudalherrschaft zu begreifen, wie Le Goff dies getan habe, sei anachronistisch. Goetz plädiert schließlich für ein ganzheitliches Gottesbild der Menschen des frühen und hohen Mittelalters. Dessen Veränderungen müssten weiter untersucht werden. Der Wandel von Glauben und Glaubenselementen sei zu beobachten, aber der Einfluss der Christianisierung auf den Glauben müsse differenziert betrachtet werden. Beschreibungen Gottes in seiner eigentlich unbeschreibbaren Transzendenz seien symbolisch gemeint gewesen und auch so zu verstehen. Die gebildeten Autoren hätten dies auch stets gewusst. Das Gottesbild der Geschichtsschreiber, selbst durchweg Theologen, entsprach dem der Dogmatik. Das Gottesbild der breiten Masse bleibt verschlossen.

Goetz selbst nennt die Ergebnisse seiner Arbeit bescheiden; weitreichende Thesen habe er nicht aufstellen können. Sein Buch verstehe sich als ein Diskussionsangebot. Im zeitnah angekündigten zweiten Halbband wird es um die Schöpfung und die Geschöpfe gehen.

Der Einschätzung, dass spektakuläre Ergebnisse ausgeblieben seien, kann sich der Rezensent anschließen. Vieles von dem, was an Quellentexten ausgebreitet wird, kreist eng um die zentralen Texte christlichen Glaubens wie Vater Unser, Nizänum u. a. m. Zudem macht sich das von Goetz selbst eingeräumte Problem, dass es sich nahezu ausschließlich um Texte aus der

Feder studierter Theologen handelt, die hier einfließen, insofern bemerkbar, dass eben an vielen Stellen doch über das Dogma und nicht über die jeweilige persönliche Vorstellung geschrieben wurde – und wird. Man wird auch nicht alle Einschätzungen des Autors teilen wollen, dem der 2010 erschienene Band von Dorothea Weltecke zu Unglauben und Glaubenszweifeln im Mittelalter offenbar nicht vorgelegen hat. Wenig überzeugend sind Goetz' Ausführungen zu den bildlichen Gottesdarstellungen geraten.

Und doch schließt das Werk eine Lücke, springt doch die kirchengeschichtliche Forschung gerne von der Patristik direkt zur Scholastik und lässt dabei Jahrhunderte theologischer und religiöser Entwicklung links liegen. Dank Goetz' materialgesättigter Studie sind die religiösen Vorstellungen des Früh- und Hochmittelalters nun in einer leistungswerten Zusammenfassung zugänglich.

*Jürgen Römer*